
Der folgende Text will einen politischen Impuls aufgreifen, der in Forderungen links-aktivistischer identitätspolitisch argumentierender Zusammenhänge nach „Mehr Sichtbarkeit!“ eingelassen ist (z.B. Frauenarbeit sichtbar machen! Migrantinnen als Protagonistinnen sichtbar machen! Leute, die mit HIV/Aids leben, sichtbar machen!).¹ Um diesen gegen Missachtung und epistemische Gewalt gerichteten politischen Impuls aufzugreifen und für das Feld der Visualität und die Produktion von Bildern nutzbar zu machen, bedarf es verschiedener Arten der Aufmerksamkeitsverschiebung. So wird mein Text vorschlagen, dass die Rückübersetzung des politischen Topos Sichtbarkeit in das Feld der Visualität zunächst einer Erhöhung der eher geringen Aufmerksamkeit bedarf, die der politische Gebrauch der Figur „Mehr Sichtbarkeit“ den komplexen Prozessen visueller Bedeutungsproduktion zukommen lässt. Das bedeutet auch, den enormen Ambivalenzen des Modus der Sichtbarkeit Beachtung zu schenken. Lohnend ist in diesem Zusammenhang zudem eine Revision zweier verwandter, vor allem zu Beginn der 1980er Jahre geführter bildpolitischer Diskussionsstränge: der Debatte um positive oder negative Bilder und der Diskussion um stereotype Darstellungen – unter der Voraussetzung, dass deren abbildlogische Prämissen in Richtung eines konstruktivistischen/semiotischen Repräsentationsbegriffs verschoben werden. Diese Art von Aufmerksamkeit für die Wirklichkeitseffekte der *Formen* der Bedeutungsproduktion schließlich ermöglicht, grundsätzlicher über den Zusammenhang zwischen der Produktion ideologischer Vorherrschaft und der Durchsetzung spezifischer ästhetischer Formen nachzudenken.

Ambivalenzen der Sichtbarkeit *Sichtbarkeit* ist einer der klassischen Topoi feministischer, antirassistischer, Schwarzer/migrantischer und lesbischwultranspolitischer² Rhetoriken, und durchgängig ist er in den Rhetoriken dieser links-aktivistischen minorisierten Politiken positiv besetzt. Zugespitzt lässt sich behaupten, dass diese politischen Zusammenhänge in ihrem Bestehen auf Sichtbarkeit als positivem Status Sichtbarkeit als politi-

sche Kategorie überhaupt erst erzeugten. Begleitet werden diese aktivistischen Affirmationen des Status der Sichtbarkeit jedoch seit wenigstens 30 Jahren von theoretischen Kritiken, die betonen, dass Sichtbarkeit nicht einfach mehr Macht, sondern vor allem auch eine höhere Einbindung in normative Identitätsvorgaben und Parameter der Kontrolle und Disziplinierung bedeutet; und des Weiteren, dass Sichtbarkeit nicht einfach gegeben, sondern eine Fabrikation ist, ein Produkt, das als Effekt komplexer Prozesse auf dem Feld der Visualität entsteht. So formuliert zum Beispiel die feministische Performance Theoretikerin Peggy Phelan: „[Die] Binarität zwischen der Macht der Sichtbarkeit und der Ohnmacht der Unsichtbarkeit führt in die Irre. Es liegt reale Macht darin, unmarkiert zu bleiben, ebenso wie einer visuellen Repräsentiertheit als politischem Ziel schwerwiegende Grenzen gesetzt sind. Sichtbarkeit ist eine Falle [...]. Sie ruft Überwachung und das Gesetz auf, provoziert Voyeurismus, Fetischismus und einen kolonialistischen/imperialistischen Appetit nach Besitz.“³

Derartige kritische Auseinandersetzungen haben ein Wissen um die enorme Ambivalenz des Modus der Sichtbarkeit zur Verfügung gestellt. Besonders die durch Michel Foucaults Arbeiten getragene Einsicht, dass Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit Teile derselben diskursiven Anordnung sind und sich gegenseitig modulieren, hat die Vorstellung fragwürdig werden lassen, es wäre demokratiepolitisch hilfreich oder auch nur möglich, bisher Unsichtbares in das Feld der Sichtbarkeit zu bringen oder zwingen. Denn wenn jede Sichtbarkeitsproduktion Unsichtbarkeiten herstellt und neue Sichtbarkeiten alte Sichtbarkeiten verdrängen, dann geht es nicht um ein *Mehr* an Sichtbarkeit, sondern um die Untersuchung und Abwägung der Bedingungen und Effekte *spezifischer* Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten. Hinsichtlich einer politischen Bewertung der jeweiligen Bedeutungen spezifischer Sichtbarkeiten ist somit relevant, nicht nur in welchem Kontext, sondern vor allem: *wie*, d.h. in welcher *Form* Sichtbarkeit entsteht – und um den Preis welcher Unsichtbarkeit. Das erfordert allerdings eine Aufmerksamkeitsverschiebung, was den Gebrauch der politischen Kategorie Sichtbarkeit betrifft. Denn damit geht es nicht mehr um quantitative Überlegungen (ob etwas sichtbar ist oder nicht und wie viel Sichtbarkeit etwas gewinnt), sondern um eine Auseinandersetzung mit den ästhetisch-materiellen Dimensionen von Sichtbarkeit als *Zu-Sehen-Gegebenheit* (in Anlehnung an einen Begriff von Sigrid Schade und Silke Wenk)⁴ und damit auch der Rückbindung der politischen Kategorie an das Feld der Visualität und Ästhetik.

Um aber dennoch den gegen Minorisierung und epistemische Gewalt gerichteten Impuls der Sichtbarkeitsrhetoriken aufzugreifen und für das Feld der Visualität nutzbar zu machen, will ich an eine zu Beginn der 1980er Jahre geführte bildpolitische Diskussion

anschließen – das ist die Debatte um positive Bilder und besonders die Diskussion um stereotypisierende Darstellungen. Gleichzeitig will ich betonen, dass die neuerliche Nutzbarmachung der Impulse dieser Diskussion auf einer Verschiebung ihrer abbildlogischen Prämissen in Richtung eines diskurskritisch und semiotisch basierten Repräsentationsbegriffs beruhen muss. Dieses Aufnehmen des Impulses samt Verschiebung seiner repräsentationstheoretischen Prämissen soll im Folgenden anhand des Konzeptes der *aner kennenden Sichtbarkeit* geschehen.

Anerkennende Sichtbarkeit Vom „Kampf um das simple Recht auf eine affirmative Existenz“ schreibt beispielsweise Sara Schulman, US-amerikanische Schriftstellerin und lesbisch-feministische Aktivistin, in ihrem Vorwort zu dem 1991 publizierten Buch *Love Bites* mit Fotografien von Della Grace (heute Del LaGrace Volcano)⁵: „In einer Kultur, die die Arbeit Robert Mapplethorpes verdammt und jene Norman Rockwells und Lord Lichtfields adelt, muss jede entrechtete Personengruppe um das schlichte Recht auf eine affirmative Existenz kämpfen.“⁶ Diesen Impuls eines „Kampfes um das simple Recht auf eine affirmative Existenz“ aufzugreifen und in eine Auseinandersetzung um die *Formen der Sichtbarkeit* zu übersetzen, halte ich für unumgänglich, denn einer der politisch wesentlichsten Effekte dieser Formen ist, wie bestimmte Subjektpositionen mit Wert belehnt werden – andere eben nicht. Mit dieser Wertbelehnung verbunden ist nicht zuletzt auch die Möglichkeit und Fähigkeit, Darstellungsparameter und Repräsentationsstandards (z.B. der eigenen Subjektposition) mitzubestimmen.

Wenn ich im Folgenden also von *aner kennender Sichtbarkeit* spreche, meine ich damit eine Kategorie und Qualität, die nicht deckungsgleich mit *positiven Bildern* ist, aber damit verwandt, da sie diese Debatte über die politischen und gesellschaftlichen Effekte so genannter positiver oder negativer Bilder beerbt. *Anerkennende Sichtbarkeit* markiert eine Position, die davon ausgeht, dass es immer auch Analysen der Darstellungsbedingungen bedarf – als von Normen durchzogene Bedingungen der Sichtbarkeit und der Intelligibilität; die aber auch darauf besteht, dass die Belehnung mit Wert als schiere Affirmation der eigenen Existenz eine Bedingung menschlichen Lebens ist und mehr noch, wie Sara Schulmann sagt: ein Recht, und daher nicht das Privileg einiger weniger sein kann.

Meine Verwendung des Begriffs *Anerkennung* ist an der grundlegenden Verwobenheit ökonomischer und kultureller Prozesse interessiert. Ich verwende *Anerkennung* als Bezeichnung eines gesellschaftlichen Gutes, das als Produkt und Prozess gesellschaftlicher Strukturen und Dynamiken zwei verflochtene Dimensionen ausdrückt. Zum einen ist

Anerkennung die Grundlage für die Lesbarkeit und Verstehbarkeit spezifischer Subjektpositionen, im Sinne von *Erkennbarkeit*, die die Wirklichkeit und die Wahrhaftigkeit dessen, was anerkannt wird, garantiert. Zum anderen sind Verhältnisse der Anerkennung mit der Dimension der Belehnung mit Wert verbunden, und gezielt eine säuberliche Trennung der Sphäre symbolischer und ökonomischer Politiken vermeidend verknüpfe ich hier einen zentralen Begriff psychoanalytischer Terminologie mit einem zentralen Begriff der Ökonomie. Anerkennung lässt sich also, mit einer Lexikon-Definition des späten 19. Jahrhunderts verstehen als „die bejahende Erklärung über die Wirklichkeit, Wahrheit und Identität einer Person oder Sache oder eines Verhältnisses“⁷. Da Anerkennung jedoch normengeleitet ist und differenziell produziert wird (bestimmte Subjektpositionen, Lebensverhältnisse, Wissenskontexte werden anerkannt, andere fallen aus den jeweilig gültigen Rastern der Anerkennung heraus und sichern dadurch diesen Rahmen), ist eine Verbindung der Forderung nach Anerkennung mit einer umfassenderen Kritik an den Verhältnissen des Anerkennens wichtig, wenn es darum geht, nicht nur eine Politik des Unser-Stück-vom-Kuchen-Sicherns zu betreiben. Anders gesagt geht es bei Kämpfen um Anerkennung, wenn sie herrschaftskritisch sein wollen, nicht allein um die Anerkennung als etwas Bestimmtes (einer bestimmten Identität), sondern um ein Sich-Verhalten zu einem Feld der Normen, die bestimmen, was jemanden anerkenntbar macht und was nicht.⁸

Diese Kämpfe um Anerkennung sind nicht schlicht Kämpfe um Privilegienverteilung, sondern Kämpfe gegen bestimmte Gewaltformen, die sich über Darstellungen herstellen. Denn eine Repräsentation (d. h. Vorstellung ebenso wie Darstellung) als *nicht echt*, *nicht wirklich*, *unwahr* oder *monströs* – zum Beispiel entlang gültiger Geschlechter- und Begehrensnormen als keine echte Frau zu gelten, als kein wirklicher Mann, oder einem Begehren folgend, das wenn nicht als ekelerregend dann als jugendliche Spinnerei, die sich schon auswächst, gesehen wird – produziert einen Modus der „entmenschlichenden Gewalt“⁹, die sich über den Status des Nicht-An/Erkennens herstellt. An/Erkennen bedeutet hier tatsächlich auch ein Erkanntwerden zu den jeweils eigenen Bedingungen, eine Lesbarkeit/Sichtbarkeit also, die dem entspricht, wie eine *r* gelesen werden möchte. So verschaffen zum Beispiel pathologisierende Intelligibilitätsraster Transpersonen eine bestimmte Form der Sichtbarkeit (also alle Diskussionen, die im medizinisch-psychologisch-juristischen Diskurskomplex auf der Vorstellung einer „Störung der Geschlechtsidentität“ basieren), die sich nicht einfach im Raster negativer Bilder fassen lässt. Und ebenso stellen elendsvoyeuristische und karitativ verbrämte Bilder migrantischer und Schwarzer Subjektpositionen diese visuell auf eine Weise her, die nicht einfach negativ genannt werden kann. Aber mittlerweile haben sowohl transpolitische wie auch antirassistisch-migrantische Kontexte auf

die Problematiken zunächst durchaus affirmativ oder positiv wirkenden Intelligibilitätsraster hingewiesen, die vor allem darin begründet sind, dass sie bestehende Normen und Weisen der Privilegierung und Souveränisierung unangetastet lassen.

Die Rede ist hier also von Repräsentationen, deren Bedeutungsproduktion sich im Rahmen der Debatte um „positive oder negative Bilder“ überhaupt nicht bewerten lässt. Schon eher können sie als stereotype Weisen der Bedeutungsproduktion betrachtet werden, wenn das Stereotypisieren, wie Stuart Hall schreibt, als Repräsentationsmodus verstanden wird, der gesellschaftlich produzierte Differenzen reduziert, essentialisiert, naturalisiert und festschreibt.¹⁰ Besonders relevant ist hier eine durch Sander Gilmans, Stuart Halls und Homi Bhabhas Arbeiten zum Stereotyp ermöglichte Aufmerksamkeit dafür, wie die ambivalente, repetitive und reduktive Struktur des Stereotypisierens als Art der Wirklichkeitsproduktion funktioniert, die bestimmten Betrachter_innenpositionen die Identifikation mit der Fantasie unbedingter Souveränität ermöglicht – bei gleichzeitiger Verunmöglichung der Beanspruchung dieser Fantasie für andere Positionen. Kritikwürdig sind stereotype Darstellungen also nicht, weil sie die Wirklichkeit falsch, verzerrt oder eingeschränkt wiedergeben (das wäre eine der Abbildlogik verhaftete Repräsentation, die nach einem der Wirklichkeit besser entsprechenden Bild verlangen müsste). Das Problem ist vielmehr, dass und vor allem wie das Stereotyp eine bestimmte Funktion erfüllt im Rahmen der Aufrechterhaltung bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Im Falle des positiven Stereotyps möchte ich diese Funktion als Anerkennung im Konditional beschreiben.

Anerkennung im Konditional Anerkennung im Konditional, also eine bedingte Form der Anerkennung nenne ich das, was stereotypisierende Darstellungsformen herstellt, die sich zunächst vielleicht sogar als *positive Bilder* bezeichnen ließen – bedingt, da sie entweder vor allem der „Produktion des Souveränitätsgefühls“¹¹ ganz anderer Subjektpositionen dienen (nur dann, wenn dieses Souveränitätsgefühl produziert wird, wird Anerkennung verteilt) oder dieses Souveränitätsgefühl ganz anderer, nämlich der majoritären Subjektpositionen, nicht zur Disposition steht.

Hier ein kurzes Beispiel für diese Form der Anerkennung im Konditional: Das Beispiel ist dem bundesdeutschen TV-Genre des Migrant_innendramas entnommen (den Begriff verwende ich in Anlehnung an Deniz Göktürks Arbeit¹²). Dieses in der BRD seit den 1960er Jahren von öffentlicher Hand geförderte und für öffentliche Fernsehanstalten produzierte Genre lässt sich als antirassistische TV-Arbeit lesen, insofern es visuell und narrativ der Tatsache Rechnung trägt, dass im bundesdeutschen Staat nicht nur Personen leben, die eine generationenlange Vererbung deutscher Pass-Inhabe charakterisiert. Als

das majorisierte bundesdeutsche Publikum anvisierende Produktionen verlassen sich diese Filme aber auf eine bestimmte Weise der Stereotypenproduktion. Dieses türkisierende (bzw. orientalisierende) Stereotypisieren bzw. diese Form der stereotypen Türkisierung arbeitet zwar darüber, dass rassisierende Stereotypen geschlechterdifferenziell ausbuchstabiert werden: Durchgängig werden hier die Männer der ersten Generation narrativ und visuell als manchmal mehr, manchmal weniger freundliche Patriarchen, die Frauen der ersten Generation als Unterworfenen produziert. Die Töchter sind es, die Frauen der zweiten Generation, um deren Befreiung aus unterdrückerischen Strukturen es geht.¹³ Jedoch lassen sich die in diesem Genre zirkulierenden Repräsentationen vor allem der jungen deutsch-türkischen Frauen nicht entlang der Kategorie *negative Bilder* beschreiben. Denn diese Frauen werden gezeigt als sich auflehrende Figuren, die sich unter Mühen und eingezwängt in Gewaltstrukturen von der türkischen Archaik hin zur westlich-aufgeklärten Post/Moderne entwickeln. Diese Vorstellung einer quasi-evolutionären Emanzipation wird hier mit „Befreiung der (jungen) Frauen“ kurzgeschlossen, als Befreiung, die meist durch die Unterstützung durch junge weiße deutsche Männer erfolgt.

Diese stereotypen Bilder und Narrationen sind ein Beispiel für „die Möglichkeit, dass auch affirmative Bilder Anderer/der Andersheit sich mit Ungerechtigkeit als konsistent erweisen können oder als deren Vehikel dienen können“.¹⁴ Anders gesagt geht es nicht um das „systematische Versagen einiger Leute, die Identitäten anderer anzuerkennen/zu erkennen, sondern um eine Weise der Strukturierung und Ordnung der Welt, die einigen Leuten und Gruppen erlaubt, den Anschein souveräner Handlungsfähigkeit zu genießen – zu Lasten anderer“.¹⁵ Denn *das Türkische* wird in diesem Setting also antimodern, d.h. archaisch kodiert und vor allem als von patriarchaler Gewalt geprägt. Im Gegenzug dazu entsteht *das Deutsche* als modern, aufgeklärt, urban und vor allem antisexistisch bzw. als Raum der freien Entfaltungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen.

Mit dieser stereotypen Phantasie des deutschen Fernsehens geht es, wie gesagt, nicht um die Frage, wie abwertend oder verzerrt Wirklichkeit hier dargestellt wird, sondern wie hier über die Darstellungen Linien der Differenz gezogen werden, die alles, was türkisch markiert ist, der Seite des Archaischen und Patriarchalen zuschlagen und das Deutsch-Unmarkierte als fortschrittlich, liberal und antisexistisch herstellen. Das also meine ich mit Anerkennung im Konditional: Die affirmativen Bilder einer türkisch-deutschen weiblich heterosexuellen Subjektposition produzieren allererst eine Differenz zwischen türkisch und deutsch, in der das Türkische ab- und das Deutsche aufgewertet wird.

Als Repräsentationsmodus, der eine Situation gesellschaftlicher Ungleichheit sowohl indiziert wie auch zementiert, ist das Stereotyp oft theoretisiert worden. Auch in sei-

ner positiven Form, als Modus der Produktion von Anerkennung im Konditional, verweist es auf einen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Asymmetrien, Herrschaftsverhältnissen, Hegemonieproduktion und ästhetischen Modi und Formen der Bedeutungsproduktion. Dieser Zusammenhang lässt sich zuspitzen in der Frage danach, wie Hegemonie, also ideologische Herrschaft, vor allem über die *Form* und *Struktur* von Aussagen produziert und aufrechterhalten wird.

Wie sich ideologische Vorherrschaft über ästhetische Formen reproduziert

Mein Text ist an einer Repräsentationspraxis orientiert, die, mit einer Formulierung der queer-feministischen Theoretikerin Judith Butler, „jene Möglichkeiten reformulieren will, die *bereits* existieren, wenn auch in kulturellen Bereichen, die als kulturell unintelligibel und unmöglich gelten.“¹⁶ Das ist selbstredend eine völlig andere Perspektive als an der Produktion von Neuheiten interessiert zu sein. Meine Perspektive interessiert sich für verschiedene Wissenskontexte und Öffentlichkeiten und für deren Verhältnisse zueinander als von Prozessen der Minorisierung und damit einhergehend Prozessen der Fixierung von Macht in Herrschaft durchzogene Relationen. Das bedeutet zum Beispiel aufmerksam dafür zu sein, wie aus der Perspektive der dominanten, majorisierten, hegemonialen Wissenskontexte subalterne oder minorisierte Wissenskontexte überhaupt nicht als wissensproduzierende Kontexte und Öffentlichkeiten erkannt werden. Und es bedeutet eine Auseinandersetzung mit dem Repräsentationsdilemma, das dort entsteht, wo die Darstellung des minorisierten Wissens, dort wo es nicht nur um eine Markierung von Lücken im dominanten Wissen und den dominanten Öffentlichkeiten geht, in seiner fass- und sichtbaren Setzung auf eine dominante Darstellungsgrammatik angewiesen bleibt. Der marxistische Ideologietheoretiker Louis Althusser benennt dieses Abhängigkeitsverhältnis zwischen systemkritischen Aussagen und dem gesellschaftlich herrschenden System und seiner Darstellungsstrukturen folgendermaßen: „Was meinen wir, wenn wir mit Marx sagen, dass die bürgerliche Ideologie andere Ideologien, und speziell die Ideologie der Arbeiterklasse dominiert? Wir meinen, dass der Protest der Arbeiterklasse gegen die Ausbeutung sich genau innerhalb der Struktur der dominanten bürgerlichen Ideologie innerhalb ihres Systems, und zum großen Teil mit ihren Repräsentationen und ihren Referenzbegriffen ausdrückt.“¹⁷

Interessant an dieser Formulierung Althussters ist ihre Aufmerksamkeit für die formale Verfasstheit hegemonialer ebenso wie oppositioneller Aussagen und Aussagesysteme – und für die Abhängigkeit oppositioneller Aussagen von einer dominanten Repräsentationsordnung. Hegemonie entsteht also grundsätzlich dadurch, dass Formen von Aussagen und

Strukturen von Aussagesystemen, oder anders, spezifische Referenzrahmen und das dazugehörige Vokabular als Bedingung einer Diskussion um gesellschaftliche Verhältnisse durchgesetzt werden. Das hat Konsequenzen auf jeder Ebene gesellschaftlicher Bedeutungsproduktion, denn diese Formen bringen zum Beispiel hervor, „was im Bereich des Öffentlichen als ein ernstzunehmendes sprechendes Subjekt und als eine vernünftige Meinung beurteilt wird und was nicht“.¹⁸ Eine der effektivsten Methoden des Ausschlusses aus öffentlichen Diskussionen und damit der Unterdrückung anderer Meinungen sind zum Beispiel „Taktiken, die Beschämung auslösen“¹⁹, denn auch diese dienen der Herstellung ‚erstzunehmender Sprecher_innen‘ und ‚vernünftiger Meinungen‘.²⁰ Ein Grund mehr also, den Formen der Aussagen analytisches Interesse zukommen zu lassen. Wie aber kann in Verhältnisse der visuellen Minorisierung interveniert werden, ohne diese zu reproduzieren, wenn jegliche oppositionelle und kritische Aussage auf ein hegemoniales Aussagesystem angewiesen ist?

Abschluß: Mehr-Sehen, Un-Form Aus dem Abhängigkeitsverhältnis zwischen oppositionellen und hegemonialen Aussagesystemen lässt sich praxisorientiert zweierlei folgern: Erstens, eine kritische Praxis, die eine Veränderung hegemonialer Verhältnisse intendiert, ist auf eine Arbeit an hegemonialen ästhetischen Formen angewiesen, und zwar genau an jenen Formen, die als minorisierende „aktuell und manifest“²¹ sind.

Und zweitens, so mein Vorschlag, lässt sich der politisch-aktivistische Wunsch nach Mehr-Sichtbarkeit durch ein Üben des Mehr-Sehens ergänzen. *Mehr-Sehen* ist eine riskante begriffliche Setzung. Sie lehnt sich an eine ökonomische Wertvorstellung des Mehr = Besser an, um sich von dort aus aber in Richtung einer reflexiven Praxis des Sehens und einer reflexiven Repräsentationspraxis zu bewegen. Denn wenn „Sichtbarkeit“ als Konzept und Modus gegen Nicht- und Fehlrepräsentanz Sinn machen soll, dann ist eine kontinuierliche Befragung und auch Revision der Effekte jeweils gewählter Zeichen erforderlich, um die neuerliche Produktion von Ein- und Ausschlusslogiken samt korrespondierender Nicht- und Fehlrepräsentanzen zu unterbrechen. So lauten auch Christina Nords Schlussfolgerungen in ihrem Text über „Sichtbarmachung jenseits der heterosexuellen Anordnung“²². Wenn also Sichtbarkeitspolitiken auch davon begleitet sind, dass (und hier folge ich Nords Beispielen) „beim traditionellen Lesbenfrühlingstreffen Jahr für Jahr erbittert“ um die Teilnahme von Trans-Personen gestritten wird, dass „bei den großen AIDS-Benefiz-Veranstaltungen zwar reichlich Prominenz, nicht aber von Sozialhilfe lebende Kranke vertreten sind“ oder dass „sich bürgerliche Zeitungen endlich dazu bequemen, über die Belange der homosexuellen Minderheit zu berichten“, dabei aber vergessen, dass homosexuelle Lebensformen nicht nur von schwulen weißen Biomännern mit EU-Pass hergestellt werden²³ – wenn dies die Be-



1 Jakob Lena Knebl (Konzept), Melanie klein/groß, Fotoarbeit, Zusammenarbeit mit Hans Scheirl, Fotografiert von Heidi Harsieber, A 2006.

gleiteffekte von „Mehr Sichtbarkeit!“ sind, dann geht es um die Produktion von Bildern, „die gegen eine permanente Revision nichts einzuwenden haben“²⁴. Von hier aus ließe sich dann „Mehr Sichtbarkeit!“ in Richtung eines *Mehr-Sehens* bewegen, und dieses *Mehr-Sehen* wäre daran orientiert, die notwendigen Lücken und Ausschlüsse eines entstehenden Textes zu erkennen, und „die Zeichen so neu [zu] verteilen, dass die alten Lücken durch das zurück gewonnen werden, was immer nur ein anderer Text, eine andere Oberfläche der Rede sein wird, jedoch den Fehler der ersten sagt“²⁵.

Notwendige Voraussetzung dieser reflexiven Praxis des Mehr-Sehens ist eine emphatische Distanznahme. Der queere Performance-Theoretiker José Esteban Muñoz nennt diesen Modus der Distanznahme *Disidentifikation*, um „eine Arbeit zu beschreiben, welche die in der dominanten Kultur materielle und psychisch verankerten Plätze weder zurückweist, noch sich mit ihnen vollständig identifiziert“²⁶. Michel Pêcheux allerdings, ein weiterer marxistischer Ideologietheoretiker, auf den sich Muñoz auch bezieht, erinnert uns daran, dass Disidentifikation bzw., wie die deutschen Übersetzer_innen Pêcheux' vorschlagen, die „ent-identifizierung“ das bezeichnet, „was innerhalb des prozesses der proletarischen revolution die ideologische form der tendenz zum nicht-staat konstituiert“²⁷. So lässt sich folgern, dass Dis-Identifikation für queer-feministisch antirassistische Positionen bei allem Wunsch nach Anerkennung und allem Begehren nach Bildern einer affirmativen Existenz immer auch eine Tendenz zur Nicht-Identifikation, Nicht-Idealisierung, Nicht-Anerkennung, Nicht-Sichtbarkeit und also zur Un-Form beinhaltet.

Enden möchte ich mit einem heiter deklassierenden und deklassifizierenden visuellen Zitat: Jakob Lena Knebls, Hans Scheirls und Heidi Harsiebers *Melanie klein/groß* als queer-monströs un-formige visuelle Übersetzung dieser Tendenz zur Un-Form (Abb. 1).²⁸ Die Arbeit zeigt Figuren der queeren (Sub)Kulturszene Österreichs, hier in Monster-Drag, denen zwischenzeitlich durchaus auch hohe gesellschaftliche Anerkennung zukommt – Hans Scheirl (im Bild rechts sitzend, mit nackter Brust in der Hand) hat, als erster Transmann Österreichs, gegenwärtig eine Professur inne und leitet die Klasse für kontextuelle Malerei an der Akademie für bildende Künste in Wien. Jakob Lena Knebl (im Bild links darunter liegend) gewinnt als Teil des Mode-Kollektivs *House of the Very Island's Royal Club Division Middlesex Klassenkampf but the question is, where are you, now?* wichtige nationale und internationale Preise. Diese Figuren performen nicht nur visuelle Deklassifizierung entlang geschlechtlicher Eindeutigkeit und Uneindeutigkeit. Ebenso umarmen sie die mit dieser Tendenz zur Un-Form und Un-Förmigkeit einhergehende Deklassierung, eine wahrlich riskante soziale Praxis, der ich gerne abschließend anerkennende Aufmerksamkeit zollen möchte.

1 Dieser Text ist Teil eines umfassenderen, als Dissertation an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg vorgelegten Projekts: Johanna Schaffer, Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Arbeit an den visuellen Strukturen der Anerkennung, Diss., Carl von Ossietzky Universität Oldenburg 2007.

2 LesBischul markiert hier sowohl eine historische wie auch (identitäts)politische Differenz zu queer.

3 Peggy Phelan, *Unmarked: The Politics of Performance*, London, New York 1993, S. 6, Übers. js.

4 Sigrid Schade, Silke Wenk, *Strategien des ‚Zu-Sehen-Gebens‘. Geschlechterpositionen in Kunst und Kunstgeschichte*, in: Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.), *Genus. Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Stuttgart 2005, S. 145–173.

5 *Love Bites* stellt vornehmlich anhand fotografischer Portraits eine in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre und im Angloamerikanischen lokalisierte visuelle Schnittmenge her zwischen lesbischer Barkultur sowie lesbischen s/m-enden und feministisch-aktivistischen Kontexten – eine Schnittmenge, die vielen nicht genehm war. In seiner Einleitung zu dem 2006 erschienenen *Sex Works* beschreibt Del LaGrace Volcano, wie *Love Bites* zum einen in den USA wie auch in Kanada vom Zoll zensiert und zum anderen von nahezu allen feministischen Buchläden abgelehnt wurde. Vgl. Del LaGrace Volcano, *Sex Works*, Tübingen 2006, S. 8.

6 Sarah Schulman, Della Grace: Photos on the Margin of the Lesbian Community, in: Della Grace, *Love Bites: Photographs by Della Grace*, London 1991, S. 4–6, hier S. 4, Übers. js.

7 Das schreibt das Meyers Konversations-Lexikon 1899, fast hundert Jahre nachdem Hegel in seiner Phänomenologie des Geistes eine Denktradition begründete, in der das Begehren als Begehren nach Anerkennung beschrieben und Anerkennung als relational sich herstellende Überlebensbedingung gefasst wird (vgl. Meyers Konversations-Lexikon. Eine Enzyklopädie des allgemeinen Wissens, Vierte, gänzl. umgearb. Aufl. Bd. 1. Leipzig, 1889). Mehr dazu bei Judith Butler, *Undoing Gender*, London, New York 2004. Mein Anerkennungs-Konzept ist gewonnen aus einer Beschäftigung mit der Kontroverse zwischen Judith Butler (dies., *Merely Cultural*, in: *New Left Review* (1998), H. 227, S. 33–44), Nancy Fraser (dies., *A Re-*

joinder to Iris Young, in: *New Left Review* (1997), H. 223, S. 126–129 und dies., *Heterosexism, Misrecognition and Capitalism: A Response to Judith Butler*, in: *New Left Review* (1998), H. 228, S. 140–149) und Iris Marion Young (dies., *Unruly Categories: A Critique of Nancy Fraser's Dual Systems Theory*, in: *New Left Review* (1997), H. 222, S. 147–160).

8 S. auch Carolin Emcke, Martin Saar, Judith Butler, *Eine Welt, in der Antigone am Leben geblieben wäre*. Interview, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* (2001), H. 4, S. 587–599, hier S. 594.

9 „Dehumanizing violence“, Butler (wie Anm. 7), S. 217.

10 Stuart Hall, *The Spectacle of the ‚Other‘*, in: ders. (Hg.), *Representation. Cultural Representations and Signifying Practices*, London 1997, S. 223–279, hier S. 257.

11 Patchen Markell, *Bound By Recognition*, Princeton u. Oxford 2003, S. 5.

12 Deniz Göktürk, *Migration und Kino – Subnationale Mittleidskultur oder transnationale Rollenspiele?*, in: Carmine Chielino (Hg.), *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*, Stuttgart 2000, S. 329–347.

13 Seit dem 18. Jahrhundert reflektieren westlich-bürgerliche Gesellschaften ihre politischen, religiösen, normativen Werte vor der Folie des Orients, besonders des Islam, dem entgegen sie sich als progressiv, zivil, (post)modern, demokratisch – und zunehmend auch antipatriarchal darstellen können. Dieses spezifische orientalisierende, sexistische und gleichzeitig islamophobe Stereotyp findet also als Repräsentationspraxis schon lange seinen Einsatz. Jüngste Beispiele reichen von der us-amerikanischen Legitimierung des Einmarsches in Afghanistan bis zu der Bemerkung von Hans Rauscher, Hauptkommentator der österreichischen liberalen Tageszeitung *der Standard*, sonst nicht bekannt für seine Feminismen, auf Seite 1 des *Standard* vom 17. Januar 2007: „Der Islam, so wie er breitflächig, aber nicht überall, praktiziert wird, hat erste Verträglichkeitsprobleme mit einer freien Gesellschaft: die Rolle der Frau, vor allem auch, dass keine Trennung zwischen Religion und Staat/Gesellschaft bzw. dem Leben der Menschen zugelassen werden soll.“

14 Markell (wie Anm. 11), S. 5, Übers. js.

15 Ebd.

- 16** Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Übers. Kathrina Menke, Frankfurt a.M. 1991 [1990], S. 218.
- 17** Louis Althusser, Theory, Theoretical Practice, and Theoretical Formation: Ideology and Ideological Struggle, Übers. James H. Kavagnah, in: Gregory Elliot (Hg.), Louis Althusser. Philosophy and the Spontaneous Philosophy of the Scientists & Other Essays, London 1990 [1965], S. 30. Hier zitiert nach der für das Internet von David J. Romagnolo aufbereiteten Version (2003), <http://www.marx2mao.com/Other/PSPS90i.html#s1> [zuletzt gesehen 30.12.07], Hervorh. i. O., Übers. js.
- 18** Judith Butler, Gefährdetes Leben: Politische Essays, Übers. Karin Würdemann, Frankfurt a.M. 2005, S. 15.
- 19** Ebd.
- 20** Bei Pêcheux findet sich ein ähnlicher Gedanke zu Beschämung als Form der Reproduktion von Herrschaft: Die herrschende Ideologie dominiert von innen die Kämpfe antagonistischer Positionen (lies, bei Pêcheux, der Arbeiterklasse), „und zwar mit Hilfe verschiedener Formen, in denen sich wiederzuerkennen sie den beherrschten Ideologien großzügig vorschlägt“ (Michel Pêcheux, Language, Semantics and Ideology, Übers. Harbans Nagpal, London 1982, S. 63). Eine dieser Formen ist eine Vorstellung (d.h. Repräsentation) der „beherrschten Ideologien ... als parodistische und lächerliche Metapher“ der herrschenden Ideologie zu produzieren, um dann fragen zu können: „ihr wollt doch nicht etwa damit regieren?“ (ebd.).
- 21** Das sind Sigmund Freuds Begriffe, die Andrea Fraser zitiert, um (in Formulierungen, die für jegliche veränderungsorientierte Praxis suggestiv sind) die künstlerische Praxis der Institutionskritik zu beschreiben: „Wenn man etwas verändern will, ein Verhältnis, besonders ein Machtverhältnis, ist der erste, wenn nicht der einzige Weg zu einer solchen Veränderung, in die Verwirklichung dieses Verhältnisses zu intervenieren. Wie die Psychoanalyse können künstlerische Interventionen effektiv nur an Verhältnissen arbeiten, die in einer gegebenen Situation, in den Worten Freuds, „aktuell und manifest“ sind: „denn schließlich kann niemand in absentia oder in effigie erschlagen werden“ (Andrea Fraser, Was ist Institutionskritik?, Übers. Andre Rottmann, <http://www.societyofcon->
- [trol.com/library/culture/fraser_institutional_critique.txt](http://www.societyofculture/fraser_institutional_critique.txt) (o. A. [2005]) [zuletzt gesehen 20.06.2007].
- 22** Christina Nord, Gegen feste Zeichen. Sichtbarkeit und Sichtbarmachung jenseits der heterosexuellen Anordnung, in: Tom Holert (Hg.), Imagineering: visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit, Köln 2000, S. 156–170.
- 23** Vgl. ebd., S. 170.
- 24** Ebd.
- 25** François Wahl, Die Philosophie diesseits und jenseits des Strukturalismus, in: Ders. (Hg.), Einführung in den Strukturalismus, Übers. Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M. 1981, S. 332–479. [1968], hier S. 374.
- 26** José Esteban Muñoz, queerness's labor oder die Arbeit der Disidentifikation, in: Renate Lorenz (Hg.), Normal Love. Precarious Sex. Precarious Work, Berlin 2007, S. 34–39, hier S. 35.
- 27** Michel Pêcheux, Zu rebellieren und zu denken wagen! Ideologien, Widerstände, Klassenkampf. (Teil 2), in: KulturRevolution 6 (1984), S. 63–66 [1978], hier S. 65.
- 28** Hierzu mehr in dem von Sushila Mesquita, Helga Hofbauer und mir produzierten Fanzine *Monster machen?* für die Ausstellung *Die QueerulantInnen innen/außen im Auto*, Wien 2006, S. 68. Fanzine auf http://wahnsinnig dagegen.frauenweb.at/wordpress/?page_id=18 (zuletzt gesehen 11.04.2008).